

Thesen zur Logik der Prävention und ihrer Umsetzung in der Kinder- und Jugendarbeit

„Eine Fülle von Institution haben das Konzept (der Prävention) übernommen und hantieren oder jonglieren mit ihm. Addiert man (...) deren Erkenntnisse, so gelangt man zu dem Schluss, dass der Mensch, der – angeblich zu seinem höchsten Nutzen und Frommen – als Gegenstand von Forschungen und Ausforschungen erhalten muss, auf Grund all der nunmehr wissenschaftlich festgestellten unberechenbaren, normwidrigen, abweichenden, sich selbst und andere gefährdenden Verhaltensweisen, die er von der Wiege bis zur Bahre produziert, nur noch in Gestalt eines wandelnden Risikos adäquat erfassbar ist. (...) Wenn man solche Entwicklungen nicht einfach stillschweigend akzeptieren will, dann muss man zunächst ein Reflexionspotential schaffen, das vorhandene diffuse Skepsis organisiert und damit zu einem wirksamen Mittel der Abwehr macht (...) Es könnte sich dabei durchaus herausstellen, dass künftig die beste Form von Prävention die sein wird, vor Prävention zu warnen.“

Dieses Zitat von M. Wambach, bei dem lediglich eine geringfügige Begriffsverschiebung – „Prävention“ an Stelle von „Risiko“ – erfolgte, mag die aktuellen Verhältnisse zutreffend beschreiben, es entstammt jedoch dem Jahre 1983 und dokumentiert insofern, dass kritische Nachfragen zur Prävention eine Tradition haben. Ein wesentlicher Fokus des aktuellen Präventionsinteresses richtet sich typischerweise auf die Kinder- und Jugendarbeit, deren Klientel prädestiniert scheint für präventive Maßnahmen aller Art. Seit je unter fachlichem, öffentlichem und finanziellem Legitimitätsdruck, ist hier zum einen das bereitwillige Anspringen auf die Präventionsrhetorik zu beobachten, Zum anderen wird die Kinder- und Jugendarbeit ordnungs- und sicherheitspolitisch vereinnahmt und dazu verpflichtet, an vielfältigen Präventionsgremien mitzuwirken; flankierend werden – trotz allfälliger Sparzwänge – z.T. erhebliche Finanzmittel für präventive Maßnahmen zur Verfügung gestellt. All dies geschieht, ohne dass die Jugendarbeit ihr Verhältnis zu präventiven Aktivitäten hinreichend geklärt hätte, im Dickicht vielfältiger Präventionsbegriffe und Präventionsansätze entscheidungsfähig wäre oder ein angemessenes eigenes Präventionsverständnis entwickelt hätte, ohne dass hinreichende Erkenntnisse über Qualität und Evaluation präventiver Maßnahmen vorlägen, ja ohne dass auch nur ein ungefähres Einverständnis darüber herrschte, was denn im Einzelfall zu verhindern und somit präventiv zu bearbeiten wäre. Konträr zu ihrem eigenen Professionalisierungsanspruch „Wissen, was man tut“ verfährt die Jugendarbeit lieber nach dem Motto: „Prävention ist das, wofür es Geld (sprich: Fördermittel) gibt.“

Zum Präventionsbegriff

Ungeachtet dessen wird mit steigenden Zahlen bei tatverdächtigen (!) Kindern unter 14 Jahren (z.B. DJI 2000, S. 5) oder Jugendlichen (z.B. Focus v. 17.9.2000) argumentiert, obwohl der unreflektierte bis fahrlässige Umgang mit der Polizeilichen Kriminalstatistik (PKS) mittlerweile jedem halbwegs Informierten nur mehr als erbarmungsvoller Stoßseufzer formulierbar scheint. In sogenannten Präventionsprojekten dürfen Schüler über ihre Mitschüler zu Gericht sitzen, anderswo werden eigens eingerichtete legale Graffiti-Flächen von der Polizei observiert; es werden private Sicherheitsdienste eingesetzt, um die Treffpunkte von Jugendlichen zu kontrollieren (Safercity 2000) und nur noch als grotesk erscheint in diesem Kontext die Eröffnung eines „Präventionsfestivals (!) gegen Jugendkriminalität“ (Lausitzer Rundschau v. 27.9.2000). Derartige Vorgänge bedürfen der umgehend einen eigenen spezialisierten Prävenkonzeptionellen Klärung, eines „Reflexionspotenzials“, welches die Präventionsaktivitäten insbesondere der Jugendarbeit analysiert und dazu beiträgt, angemessene fachliche Orientierungen aufzuzeigen.

Die Relevanz des Präventionsbegriffs wurde maßgeblich durch den B. Jugendbericht der Bundesregierung (1990) befördert, der Prävention einerseits als Strukturmaxime der Jugendhilfe etablierte, zugleich aber deutlich vor Überstrapazierungen warnte. In der aktuellen Praxis der Jugendarbeit hingegen gilt Prävention als unhinterfragter Leitsatz, dessen irgend kritische Konnotationen restlos getilgt sind. Ungeachtet skeptischer Stimmen hat sich das Präventionsdenken ausdifferenziert und mittlerweile eine sichtliche Begriffsinflationierung und -Verwirrung erzeugt. Nach einer mehr oder minder unbedarften Adaption aus der Medizin (primär, sekundär, tertiär; vgl. Caplan 1964 in BzGA 1998, S. 12) wurden etliche weitere Präventionsansätze kreiert: strukturbezogene und personenbezogene (Herriger 1982), institutionelle und personelle (Voruba 1983), systemorientierte und personenorientierte (Ernst 1977), kontextzentrierte und personenzentrierte bzw. aktive und passive Maßnahmen (Brandstätter 1982), unspezifische und spezifische bzw. generalisierende und individualisierende (Balzer/Rolli 1981), kollektive und individuumszentrierte (Keupp/Rerrich 1982), soziale und interpersonelle Aktion (Caplan 1964), umwelt- und individuumbezogene (Sommer/Ernst 1997) Expositionsprophylaxe und Dispositionsprophylaxe (Kam-

maus 1983; sämtl. Literatur-Angaben nach Schrottmann 1990, S. 19). Alle diese Ansätze wurden und werden abermals multipliziert in unterschiedliche Spezialpräventionen: gegen sexuellen Missbrauch, gegen Gewalt, gegen Vernachlässigung, gegen Kriminalität, gegen Rechts- und Linksextremismus, gegen Sekten, gegen Medikamente, Drogen, Alkohol, gegen Suizid, gegen Konsum, gegen Medien, gegen Aids, gegen Magersucht, Spielsucht, Überschuldung, gegen Verkehrsunfälle und all dies nochmals kombiniert mit diversen zielgruppen- und geschlechtsspezifischen Varianten. Die Perspektive einer Prävention, die für jede potenzielle Gefahr, die das Leben so bietet, einen Präventionsansatz erzeugt, ließe sich ad infinitum weiterführen.

Als vorläufige Erklärung hierfür ist eine Melange von Motiven und Ursachen anzuführen, die gerade zu Ende der 90er Jahre besondere Relevanz aufweisen:

1. Prävention als das Paradigma eines sich selbst als „Risikogesellschaft“ beschreibenden Gemeinwesens, verbunden
2. mit dem propagierten oder realen Rückzug des Sozialstaates aus vormaligen Aufgaben sozialer Gestaltung und Sicherung sowie
3. einer durch etliche Wahlkämpfe ab Ende der 90er Jahre angeheizten Kriminalitäts- und Unsicherheitsdebatte, die wiederum
4. von Medien dankbar aufgegriffen, intensiviert und dynamisiert wurde; zugleich
5. einer unzureichend ausgeprägten Fachlichkeit in der Sozialpädagogik, die dem öffentlichen Diskurs z.T. hilflos gegenüber stehend, zugleich dessen prestigeträchtige Elemente für die eigene Profession nutzend und
6. schließlich gestützt von der verlockenden Formel, dass Prävention ja auch billiger wäre als eine nachholende Problembearbeitung, Anschluss gewinnt an betriebswirtschaftliche Imperative der Jugendarbeit bzw. Jugendhilfe.

Alle diese Motivfäden bilden ein Knäuel aus Argumenten, Ungenauigkeiten, Schief lagen und (scheinbaren) Lösungsansätzen, die letztlich der Prävention zu ihrer gegenwärtigen Blüte verhelfen. Dabei ist nicht zu verkennen, dass diese Präventionskonjunktur der Kinder- und Jugendarbeit zu einer eminenten Aufwertung verhilft. Bei derartigen Verlockungen aber ist leicht zu übersehen, dass diese Hochachtung bereits die Keimzelle künftiger Abwertungen birgt, sofern die Jugendarbeit den an sie herangetragenen Erwartungen allzu bereitwillig entspricht und leichtfertig Präventionsversprechen gibt, de facto aber in die „präventive“ Sozialpädagogisierung von gesellschaftlichen Problem-Themen eingespannt wird.

Unsere These lautet daher: Prävention ist zum symbolischen Sedativum, ja zum magischen Fantasma unserer immer unübersichtlicheren Gesellschaft erwachsen. Wo Gewissheiten sukzessive schwinden, lässt allein hoffen, dass möglichen Risiken dann doch wenigstens präventiv noch einigermaßen zu begegnen wäre. Es ist eben tröstlich zu glauben, was einen beruhigt. Und so verläuft der Präventionsdiskurs in Jugendpolitik und Jugendarbeit innerhalb fester Gleise, die über das Denken auch das Handeln präformieren und zugleich von Nachfragen befreien. Hier wird unverdrossen auf Prävention gesetzt. Hier ist es unwidersprochener Konsens, dass Prävention sinnvoll, wünschenswert und notwendig ist, ja dass es zur Prävention letztlich überhaupt gar keine Alternative gäbe. Entgegen dieser Annahme aber erweist sich Prävention unserer Ansicht nach als Trugbild, als Schimäre – und auch dies ist bereits früh festgestellt, aber bislang erfolgreich verdrängt bzw. ignoriert worden: „Wo wir noch auf Prävention vertrauen, dort herrschen Glaube, Mythos, Konvention, Absichtserklärung, die nur aufrechterhalten werden, solange niemand widerspricht“ (Kupffer 1983, S. 229). Die aktuelle Situation ist dadurch gekennzeichnet, dass in der Rede von der Prävention niemand mehr genau zu sagen vermag, was damit eigentlich gemeint ist, denn der Präventionsbegriff lebt vornehmlich aus seiner Aura und seinen Versprechen, nicht aber aus seiner Definition und noch weniger aus empirischen Nachweisen. Vor diesem Hintergrund hätte sich die Jugendarbeit in ihrem präventiven Tun mit den nachfolgenden Anmerkungen auseinander zu setzen:

Problematische Orientierungen:

Defensiv- und Defizitorientierung

Das Strukturmuster aller Prävention erweist sich in ihrer notorischen Defensiv- und Defizitorientierung. Der Prävention sind Mängel, Defizite, Devianzen, Gefahren, Abweichungen oder sonstige Beeinträchtigungen immanent. Sie benötigt diese Kategorien geradezu existenziell – nämlich, um ihnen zuvorzukommen (Prä-Vention): Ohne Gefährdungen keine Prävention. Damit aber ist die Logik der Prävention klassifiziert als unausweichlich misstrauens- und verdachtsgeleitete Wirklichkeitskonstruktion. Genau diese Denkhaltung aber ist bereits früh als

unvereinbar mit allen Zielen der Sozialpädagogik verurteilt worden: „Jugendwohlfahrtspflege ist ihrem Sinne nach nicht wesentlich Nothilfe. Sie ist es (...) nicht insofern, als das, was auf diesem Gebiet geschieht, nicht negativ, finster oder moros einfach als Verhütung eines Chaos von sozialen Gefahren aufgefasst werden darf, sondern dass es sich um Positives, um die Pflege noch reifender, in ihren Möglichkeiten noch gar nicht festgelegter oder entschiedener Kräfte handelt“ (Bäumer 1930, S. 113).

Misstrauensorientierung

Aus eigenem Begriffsverständnis heraus basiert Prävention – explizit oder implizit – auf einer Haltung der Besorgnis, des Argwohns, der Spekulation, der Vermutung, des Zweifels, des Ahnens und Unglaubens bis hin zu Unterstellungen, Befürchtungen und Bezichtigungen. Und indem diese Haltung auf eine ungewisse Zukunft hin ausgerichtet wird, strukturiert sie deren Erwartungshorizonte, reduziert die Offenheit des Möglichen auf (potentiell) präventive Sachverhalte und folgt damit einer Logik sich selbst erfüllender Prophezeiungen. (Darauf wird noch zurückzukommen sein.)

Zusammen mit der bereits erwähnten Defizitorientierung gründet die Logik der Prävention auf einem Verständnis, welches die Gesundheitsvermutung notorisch durch die Krankheitsvermutung, Kompetenzen durch Inkompetenzvermutungen ersetzt. Ein solch präventives Misstrauen kann nur aufgehen, sofern es einem defizitären Kinder- und Jugendbild aufruht. Denn die Präventionslogik fixiert, was Kinder und Jugendliche (möglicherweise) nicht können – andernfalls machte sie ja keinen Sinn. Damit aber werden die Fähigkeiten und Stärken von Kindern und Jugendlichen notorisch missachtet. Ein auf alle möglichen. Ein auf alle möglichen Abweichungen gerichteter Generalverdacht gegen Kinder und fachlich zu rechtfertigen. (So gerieten etwa in der Kriminalprävention sämtliche zuvor noch nicht straffällig gewordenen Kinder und Jugendliche – also nahezu 95% – ins Visier.) Zugleich stellt jede dieser präventiven Maßnahmen ihrerseits eine neue Investition in Misstrauenspolitik dar.

Nacheilende Prävention

Prävention meint im eigentlichen Wortsinne „vorbeugendes Handeln“. In der Realität aber wird Prävention dann eingefordert, wenn der Zug abgefahren ist, so dass diese ihren eigenen Anspruch mit schöner Regelmäßigkeit verfehlen muss: Nachdem die Jugendgewalt in den neuen Ländern eskalierte, wurde das präventionsorientierte Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt (AgAG) verabschiedet. Nachdem die Kriminalitätsraten für Jugendliche bestimmte Schwellen überschritten hatten, kam das Präventionswesen bundesweit in Schwung. Nachdem im Sommer 2000 Gewalttaten rechtsorientierter Jugendlicher – denen man zehn Jahre lang halbherzig zugeesehen hatte – erneut Aufmerksamkeit erregten, wurden Gelder und Aktivitäten für präventive Jugendarbeit ausgeben. Für die Jugendarbeit aber ist ein solches Muster unhintergehbare Existenzbedingung. Denn sie erhält für gewöhnlich die Folgelasten der gesellschaftlichen (Post-)Modernisierung zur Bearbeitung – soll diese dann aber präventiv bearbeiten. Eine solch paradoxe Konstellation führt bestenfalls dazu, dass die Jugendarbeit jeder Entwicklung hinterherläuft und dabei unentwegt „Prävention!“ ruft.

Prävention und Symptome

In der Prävention ist die Jugendarbeit hin- und hergeworfen zwischen zwei Symptomfixierungen: Einerseits muss Prävention – als primäre Prävention – symptomunspezifisch arbeiten. Andererseits muss sich Prävention auf eben diese Symptome einlassen, denn sie muss ja erklären können, welchen konkreten Gefahren sie entgegenarbeiten will. Wo nur noch Prävention als umfassende Strategie der Jugendarbeit akzeptiert wird, tut sich aber alsbald ein zirkuläres Muster auf, sofern sämtliche Aktivitäten der Jugendarbeit a priori ihre Präventions-tauglichkeit nachzuweisen haben. Denn dann erweckt – ohne Rauch kein Feuer! – jedes neue Projekt in der Jugendarbeit die Vermutung, auf die Verhütung irgendwelcher Abweichungen gerichtet zu sein. Und das wiederum impliziert, dass es für Präventionsaktivitäten immer auch einen Anlass geben muss.

Prävention und Evaluation

Wo sich die Jugendarbeit verstärkt mit Wirkungsanalysen auseinander zu setzen hat, wäre zu fragen, wie man evaluiert, was man verhindert hat, oder: wie denn das Nicht-Eintreten eines Ereignisses zu bewerten und empirisch sauber zuzurechnen wäre. Solche Erwägungen aber werden unterlaufen, wo Prävention zur symbolischen Befriedigung öffentlicher Sicherheitsbedürfnisse dient. Denn dort wird mehr oder minder stillschweigend auf die

Nicht-Falsifizierbarkeit von Präventionsversprechen gesetzt, die präventives Tun gegen jedwede kritische Nachfrage abschirmen: Sinken nach einer Präventionsmaßnahme die Fallzahlen, wird argumentiert, nun dürfe man aber auf keinen Fall in der Aktivität nachlassen. Steigen sie weiter an, verweist man auf die vielen intervenierenden Variablen, die Rückschlüsse auf ein Scheitern verhindern, und führt zugleich an, dass die Problemraten ja womöglich weitaus prekärer ausgefallen wären, hätte man die Vorbeugung unterlassen. Die hieraus sich aufdrängende Folgerung, wenn man schon nicht wisse, was Prävention bewirke, so könne man doch wenigstens behaupten, dass sie auch nicht schade, lässt sich aber weder im Hinblick auf einen anwachsenden Legitimationsbedarf noch auf kontra-produktive Nebenwirkungen aufrechterhalten. (s.u.)

Prävention und die Inszenierung von Bedrohungen

Da Prävention beansprucht, Probleme zu behandeln, die noch gar nicht existieren, muss sie ihre Zielgruppen auf etwas vorbereiten, was diese weder wissen noch erfahren haben können. Indem Prävention die Aufmerksamkeit auf potenzielle Gefährdungen richtet, erzeugt sie tendenziell erst das Problem, das sie hernach bearbeitet. Eine derartige Präventionslogik ist dazu verurteilt, in „worst-case“-Szenarios zu denken, um ihre Dringlichkeit und Berechtigung entsprechend zu inszenieren. Nicht nur, dass Kinder und Jugendliche zunächst von ihren (potenziellen) Problemen überzeugt werden müssen. Um glaubwürdig zu bleiben, müssen diffuse Bedrohungen auf eine konkrete Gefahr zugespitzt, müssen laufend weitere Gefahren konstruiert werden, müssen mögliche Gefährdungen immer wieder aufs Neue hervorgekehrt, die zu bekämpfenden Notlagen herausgestellt, bekannt gemacht, interpretiert, inszeniert und wo nötig auch dramatisiert werden. Exemplarisch findet sich diese Haltung in einem Zeitungskommentar nach den Todesschüssen eines Jugendlichen in Bad Reichenhall: „Dennoch sollten wir nicht allzu eifrig Entwarnung geben: Natürlich ist Bad Reichenhall ein Einzelfall, aber einer, der sich wiederholen kann“ (Hannoversche Allg. Zeitung v. 2.11.1999).

Prävention in der Risikogesellschaft

Bis in die unmittelbare Gegenwart hinein gilt die Soziale Arbeit (und mit ihr die Jugendarbeit) als soziale Risikoversorge, als kollektiv geregelte, menschliche Lebensversicherungspolice in Sachen sozialer Risiken, wobei deren Fachkräfte als „soziale RisikoexpertInnen“ (Rauschenbach 1999, S. 264) gelten. Indem nun die Komplexität moderner Gesellschaften ungleich erhöhte Störanfälligkeiten und die Entgrenzung sozialer Risiken zeigt, weitet sich Prävention tendenziell aus auf alle Bereiche durchschnittlicher und alltäglicher Lebensführung (vgl. Lüders/Winkler 1992). Wo vormals geregelte Lebensphasen durch „Sinnflickschusterei ohne Blaupausen“ abgelöst werden und jeder „im Schleudersitz seiner eigenen Biografie“ (U. Beck) sitzt, wo ein wachsendes Bewusstsein drohender Gefahren mit einem steigenden Gefühl der Ohnmacht, diese in irgendeiner Form verhindern, gar verhüten zu können, einhergeht, gilt Prävention als ultima ratio. In der Folge wird eine „umfassende Präventionsnotwendigkeit der Risikogesellschaft“ (Böllert 1992, S. 163) diagnostiziert und die Interventionszentriertheit der Industriegesellschaft geradezu durch den „Zwang zu einer Präventivlogik in der Risikogesellschaft“ abgelöst (ebd. S. 158).

Die strukturelle Zukunftsorientierung der Prävention aber stößt auf Probleme, wo sich Lebensentwürfe und Lebenslagen zusehends unberechenbarer darstellen. Wo es keine zuverlässigen Prädiktoren für künftig erwartbares Handeln mehr gibt, findet die Prävention keine brauchbaren Ankerpunkte mehr in der Zukunft, auf die sie gerichtet ist. Und dies hat Folgen für die Prävention, deren Gewissheiten über die eigenen Folgen brüchig werden. Denn man kann nicht verhüten, was man nicht weiß, und vollends nicht das, was man nicht wissen kann. Schlimmer noch: Das Wissen um die Unsicherheit der Lebensverhältnisse leitet die Präventionslogik graduell über zur Risikophobie. Denn dass keine gesicherten Erkenntnisse vorliegen, ist nicht bloß keine Entschuldigung, sondern muss geradezu als Appell zu noch viel größerer Vorsicht begriffen werden und dazu, jede Handlung von der Annahme des Schlimmsten her zu beurteilen. Denn was ist schließlich nicht alles gefährlich oder schädigend oder potenziell gefährlich bzw. schädigend?! Die – scheinbare – Lösung dieses Problems besteht darin, analog der Versicherungswirtschaft für jede irgend denkbare Gefahr einen spezifischen Präventionsansatz zu erstellen. Damit aber ist zum einen die infinite Ausweitung Präventionsansätzen vorprogrammiert, ohne dass deren Grundprobleme gelöst wären. Auf der anderen Seite entstehen neue Folgeprobleme in segmentierten Präventionskonzepten (s.u.).

Prävention und „Normalität“

Wo gegen drohende Übel angekämpft wird, schwingt stets das Gegenbild eines zu erreichenden Zieles oder Zustandes mit. Jede Prävention führt damit – implizit oder explizit – bestimmte Normalitätsannahmen mit sich. Diese erweisen sich jedoch als Normalitätsfiktionen und müssen zwangsläufig ins Leere laufen, sofern es keine oder zusehends weniger generalisierte und in der Realität der Gesellschaft akzeptierte Normalitätsstandards gibt. (Stichwort „Deutsche Leitkultur“!) Die Funktionsbestimmung der Prävention gründet sich demzufolge auf Annahmen, die der gesellschaftlichen Realität immer weniger entsprechen. Wie sehr die vormals klaren Grenzen zwischen Normalität und Abweichung, Gesundheit und Krankheit, Fall und Nichtfall verschwimmen, wird beispielhaft deutlich am Opus Magnum aller Normalitätsvorstellungen, dem deutschen Strafgesetzbuch: „Zwischen 1987 und 1995 wurde allein das deutsche Strafgesetzbuch sechszwanzigmal geändert. Je öfter und schneller sich die Normen ändern, um so weniger dürften sie sich als Maßstab für Kriminalprävention eignen und um so schwieriger dürfte zu erfassen sein, wer aus welchen Gründen in welchem Umfang gegen Normen verstößt“ (Ebert 1997).

Prävention zwischen Devianz und Innovation

Prävention will negativen Abweichungen von der Normalität vorbeugen. Abgesehen davon, dass verbindliche Normalitätsdefinitionen ausgedient haben, gerät Prävention hier in Konflikt mit gesellschaftlich erwünschten Abweichungen, nämlich mit Innovationen. Zum einen verändern sich hier die Bewertungsmaßstäbe permanent (z.B. historisch), zum anderen finden sich in der Realität beide Varianten der Abweichung in- und nebeneinander: Allein das Phänomen „Graffiti“ umfasst eine Spannweite, die sich von der Kriminalisierung und Verfolgung durch polizeiliche Sonderkommandos über die Verarbeitung in kommerziellem Design, die Kritik urbaner Lebensverhältnisse bis hin zu Kunstwerken erstreckt, die im Museum hängen. (Wer vermag hier auf welcher Legitimationsbasis welche Interpretation durchzusetzen; und zwar in vorausschauender, d.h. präventiver Absicht?) Zugleich inszeniert unsere „Spaßgesellschaft“ das unersättliche Spiel der Provokationen und Tabubrüche, denn sie erzeugen Aufmerksamkeit – und die wird belohnt. Während auf der einen Seite die Prävention negative Abweichungen bekämpft, werden diese zugleich von der Kultur und Industrie erzeugt und gefördert. Selbst Perversionen sind nicht länger subversiv; „die schockierenden Exzesse sind Teil des Systems selbst geworden“ (Zizek 1999). Die einst so genannte Gegenkultur ist in den Händen professioneller Marketing-Experten, das Spiel mit dem Bösen als letzte Produktivkraft der Popindustrie (vgl. die Benetton-Werbung mit US-Todeskandidaten) verfällt schließlich in Abnutzungseffekte, wohliges Schaudern und Bigotterie, wie es etwa die BILD-Zeitung (Ausgabe Hannover v. 19.12.1999) exemplarisch bedient: „Punk sei Dank – Hannover ist eine Reise wert! Erinnern Sie sich noch an die Chaostage '95? Brennende Barrikaden, Pflastersteine, Straßenschlachten? Bilder aus Hannover gingen um die ganze Welt. Und, hat es uns geschadet? Nein. Im Gegenteil. (...) Eine schlechte Publicity ist besser als gar keine. Lieber Herr Polizeipräsident (...), bevor Sie weiter mit strenger Hand am neuen Image unserer Stadt kratzen: Lassen Sie die Chaostage nicht ganz sterben – oder wollen Sie Millionen internationaler Touristen enttäuschen, wenn sie eine Hauptattraktion Hannovers vergeblich suchen ...?“

Segmentierte Prävention

Angesichts derartiger Unwägbarkeiten reagiert die Prävention mit Ausdifferenzierung und Spezialisierung in diverse Ein-Punkt-Präventionen, die zumeist isoliert voneinander agieren. Hier geht es nicht mehr um den Blick auf die allgemeinen Lebenszusammenhänge von Kindern und Jugendlichen, sondern um die spezifische Konzentration auf vorwiegend sozial störende (oder als „störend“ etikettierte) Kinder und Jugendliche. Spezialisierte Präventionsprojekte aber fixieren gewöhnlich segmentierte Phänomene, obwohl sattsam bekannt ist, dass die Probleme von Kindern und Jugendlichen selten isoliert auftreten. Damit verstärken solch partikularen Ansätze aber nur die Blindheit für zugrunde liegende Problemursachen und reduzieren sozialpädagogisches Tun auf Symptomkontrolle (s.o.). Wo der Präventionsdiskurs sich in separate Spezialdiskurse auffächert, sieht sich die Jugendarbeit alsbald präventiven Parallelstrukturen ausgesetzt: Neue Präventionsprojekte, Präventionsbeauftragte, Präventionsräte und Präventionskonzepte führen in der Folge dazu, dass den genuine Jugendhilfe-Strukturen Ressourcen abgezogen bzw. vorenthalten werden. Wo Kinder- und Jugendpolitik nicht mehr in Jugendhilfeausschüssen, sondern in kriminalpräventiven Räten stattfindet, geraten schließlich polizeiliche (oder sicherheitspolitisch- bzw. ordnungsinitiierte) Aktivitäten zum Ersatz für Angebote der Jugendarbeit. Wo etwa Skateranlagen nicht mehr mit fachlichen Zielen der Jugendarbeit, sondern kriminalpräventiven Anliegen begründet werden (weil es dann eher Geld gibt), ist das schön für die Nutzergruppen – im selben Augenblick aber leistet die Jugendarbeit damit einen (vermutlich unfreiwilligen) Beitrag zu ihrer eigenen Selbstabschaffung.

Andererseits wird unter dem fortschrittlich anmutenden Begriff „Ganzheitlichkeit“ Prävention zum Bestandteil jedweden pädagogischen Handelns – allerdings unter folgewidrigen Vorzeichen: Galt Prävention ursprünglich als ein Strukturmoment der Jugendarbeit neben anderen, so verleiht sich der Präventionsdiskurs nun sukzessive sämtliche Handlungsfelder der Jugendarbeit bzw. -hilfe ein. Dieser erstreckt sich nunmehr bis hin zur Herstellung von positiven Lebensbedingungen – die nun aber nicht mehr als eigener Rechtsanspruch für Kinder und Jugendliche gelten, sondern als Mittel zum Zwecke der Prävention instrumentalisiert werden. Wurde Prävention bislang als ein Element der Jugendarbeit dieser untergeordnet, so geschieht nun die Umkehrung der Verhältnisse: Die Jugendarbeit wird der Prävention untergeordnet. In der Konsequenz übernimmt diese sukzessive sämtliche Handlungsmaximen der Jugendarbeit: etwa Vernetzung, Empowerment, Partizipation oder Kooperation, die nun aber unter dem Signum „Prävention“ eine neue und prekäre Aktualität entfalten. Prekär deshalb, weil in Gebilden wie „Prävention durch Partizipation“, „Prävention durch Empowerment“ oder „Prävention durch Vernetzung“ der rhetorische Brückenschlag zu Maximen der Sozialpädagogik vollzogen wird, die das Präventionsdenken sich einverleiht und als Filter vor alles sozialpädagogische Tun schiebt, dabei aber alle problematischen und ungeklärten Aspekte der Präventionslogik durch die Hintertür reimportiert.

Eine weitere kontraproduktive Nebenfolge führt über die Individualisierung von Prävention zur Suche nach Risikopersonalitäten und Risikogruppen mit einer in der Konsequenz immer extensiveren Präventionsdiagnostik, die „auf dem systematischen Suchen und Herausfiltern potenzieller Zielgruppen“ beruht (Vlek 1999, S. 210). Der Ansicht, die beste Möglichkeit zur Vorhersage späterer Kriminalität seien bereits im Kindesalter sichtbare Verhaltensweisen, wird dann etwa durch Duivenvoorden (1999, S. 284f) zu entsprechenden Schlussfolgerungen verholten: „Zeigen Kinder frühzeitig eigensinniges Verhalten“, so könnte dies später zu Schulschwänzen führen; offensichtlich unsoziales Verhalten im Kindesalter (z.B. andere Kinder hänseln!) „kann sich zu körperlicher Gewaltanwendung und Vergewaltigung entwickeln“; „verstecktes unsoziales Verhalten“ (Lügen oder Stehlen von Kleinigkeiten) könnte – muss nicht, aber könnte! – später zu „Vandalismus, Feuer legen und (dem Diebstahl) größerer Mengen von Geld führen.“! Strategien, die auf derartigen Annahmen beruhen, können aus Sicht der Sozialpädagogik nur noch als das bezeichnet werden, was sie im Kern sind: haarsträubender Unfug.

Entgrenzung der Prävention

Da Prävention nie breit genug und auch nie früh genug ansetzen kann, ist schließlich nicht mehr klar, wo überhaupt anzusetzen ist. Irgendwann ist dann alles Prävention. In einer solchen Entkopplung von Handlungsbedarf und gesicherten Erkenntnissen liegen alle Zutaten bereit für einen finalen präventionspädagogischen Overkill. Zugleich bereitet das präventive Misstrauen den Boden für kontrafaktische Wirklichkeitsannahmen und Motivunterstellungen: Wo Projektion und wirkliches Verhalten Jugendlicher nicht übereinstimmen, werden diese eben fabriziert; wo Anknüpfungspunkte für präventives Einschreiten nicht auszumachen sind, werden diese geschaffen. Indem Polizei und Pädagogen sich selbst die Voraussetzungen für das eigene Handeln verfertigen, sind sie vornehmlich damit befasst, erst die Realität zu erzeugen oder zu konstruieren, deren vorgeblich bedrohte Ordnung sie durch ihr Tun wieder herstellen wollen. In der Projektion werden Jugendliche zu denen, als die man sie sieht, damit man an ihnen das verhindern kann, was man von ihnen befürchtet – natürlich alles rein präventiv! Und so kann bereits der bloße Aufenthalt Jugendlicher an öffentlichen Plätzen als präventionsorientierter Sachverhalt gelten, sofern damit die unausweichlich sich aufdrängende Vorstellung verbunden ist, dass diese Jugendlichen „bestimmt wieder irgendetwas im Schilde führen“. Und auch ein Jugendlicher, der einen Pädagogen arglos begrüßt, macht sich verdächtig, damit womöglich etwas verbergen zu wollen.

Prävention erzeugt sich selber

Spätestens ab diesem Punkt erweist sich Prävention als sich selbst erzeugendes, autokatalytisches Phänomen. Denn überall, wo die Konstruktion der Wirklichkeit durch Präventionsstrategien erfolgt, gerät schließlich nicht mehr Abweichung, sondern „Normalität“ in den Blickpunkt argwöhnischer Beobachtungen. Wo Eingriff, Zugriff und Registrierung gemäß dem Präventionsdenken bereits im Vorfeld abstrakter Gefährdungslagen geschehen, muss man sich notgedrungen mit den Orten und Zielgruppen beschäftigen, die – etwa in der Kriminalitätsprävention – präkriminogen bzw. „potenziell viktimogen erscheinende Situation(en)“ sind (Heinz 1997, S. 66). Dies aber wirft die Frage auf, inwiefern das Vorbereitungsverhalten, das zu einem Delikt führen könnte, objektiv noch von anderen Episoden im Alltagshandeln von Kindern und Jugendlichen unterscheidbar ist. So wird schließlich der Alltag selbst zu einem präventionsorientierten Sachverhalt in einer Welt, die ihrer Selbstverständlichkeiten beraubt ist. Denn in einer vorgeblich bedrohten (zumindest fragilen) Ordnung kann dann allem und jedem, jeder

Geste, jedem Zeichen, jedem Blick, jeder Bewegung präventive Bedeutung zukommen durch die Ahnung, dass es sich hierbei um Verbote möglicher Abweichungen handeln könnte: „Das Vorbeugungsprinzip ermuntert (...) zum Vorgriff auf das, was man noch nicht weiß, zur Berücksichtigung zweifelhafter Hypothesen und bloßer Vermutungen; es lädt nachgerade dazu ein, die abwegigsten Vorhersagen, die Warnungen falscher oder wahrer Propheten erst zu nehmen, die sich im Übrigen nicht leicht voneinander unterscheiden lassen (...) und gibt die Bahn frei für die wildesten Spekulationen und verrücktesten Fantasien“ (Ewald 1998, S. 17).

Fazit

Solange auf die genannten Probleme keine befriedigenden Antworten gefunden werden, bleiben alle Versuche, die Präventionslogik aus sich selbst heraus zu optimieren, Stückwerk. Deshalb wäre neu über Prävention nachzudenken. Dabei ist auch der völlige Abschied von der Präventionslogik und jedwedem Präventionsbegriff ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Zudem ist eine Rückbesinnung auf die Ziele der Jugendarbeit angeraten. Statt gegenüber Präventionsgremien in eilfertige Servilität zu verfallen, hat die Jugendarbeit ihren gesetzlichen Auftrag wahrzunehmen und darf es nicht anderen Institutionen überlassen, an ihrer Stelle tätig zu werden. Hier stellt sich – jugendpolitisch gesehen – die Frage nach Koch und Kellner, verbunden mit dem dringenden Erfordernis, die gegenwärtige Präventionspraxis vom Kopf wieder auf die Füße zu stellen: Statt den sich überall ausbreitenden Präventions-, Sicherheits- und Ordnungsgremien bereitwillig zu assistieren, statt ihrer Kolonisierung durch die Innen- und Sicherheitspolitik wahlweise hilflos oder unbeholfen zuzusehen, hätte die Jugendarbeit selbst die Initiative zu ergreifen und umgekehrt andere Instanzen zur Kooperation zu verpflichten, an der effektiven Verbesserung der Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen mitzuwirken.

Jugendarbeit hat sich eindeutig und in erster Linie am Wohl von Kindern und Jugendlichen zu orientieren – und nicht an öffentlichen Sicherheits- oder Ordnungsbedürfnissen. Jugendarbeit dient nicht vordringlich der Verhinderung von jugendlicher Devianz, sondern der Gestaltung von Lebensverhältnissen und der Förderung positiver Lebensumstände sowie der (sozial)pädagogischen Bearbeitung subjektiver Risikolagen (die immer auch gesellschaftlich mitverursacht sind). Statt der sattsam bekannten Strapazierung immer neuer spezialistisch und filigran ausdifferenzierter und segmentierter präventiver Ansätze, immer neuer präventiver Vernetzungskonzepte und immer weiterer präventiver Parallelprogramme wird dafür plädiert, die Aufmerksamkeit auf die bestehenden Strukturen der Jugendarbeit zu lenken (deren Mindestanforderungen auch zehn Jahre nach Inkrafttreten des SGB VIII noch immer höchst unzureichend eingelöst sind) und eine Fachlichkeit anzustreben, die sich eher am Modell einer begleitenden Nachhaltigkeit orientiert. Eine solche Umorientierung verlangt von der Jugendarbeit, sich dafür zu engagieren, dass das Maß der kulturell bzw. gesellschaftlich produzierten Anforderungen an Kinder und Jugendliche dem Maß ihrer Ressourcen entspricht – und dies alles unter höchstmöglicher Aufmerksamkeit, Kontinuität und Langfristigkeit anzustreben.

Die umfassende Kritik der Präventionslogik ist nicht misszuverstehen als Blindheit oder Indifferenz gegenüber den gleichwohl vorhandenen Problemen und Gefährdungen jugendlichen Aufwachsens. Deren angemessene Bearbeitung aber ist weit eher in Settings offener Beratungen oder intensiver alltagsbezogener Begleitungen zu leisten, in denen Jugendliche als Koproduzenten sozialpädagogischer Dienstleistungen ernst genommen und ihren vermeintlichen Defiziten nicht mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird als ihren Fähigkeiten und deren Entfaltung. Statt sich auf die (aussichtslose) Vermeidung unerwünschter Zustände zu konzentrieren, liegen die Aufgaben einer zeitgemäßen Jugendarbeit vielmehr darin, gemeinsam mit Kindern und Jugendlichen Ungewissheitsstrategien und Sensibilität für deren „Eigensinn“ zu entwickeln, Ressourcen aufzuspüren, Aneignungs-, Bildungs- und Erfahrungshorizonte zu erschließen und daran mitzuwirken, dass Kinder und Jugendliche Risikokompetenzen entwickeln und lernen, mit Unwägbarkeiten zu leben, statt gegen sie.

Der vorliegende Beitrag ist die gekürzte Version folgenden Textes:

Lindner, Werner und Thomas Freund (2001): Der Prävention vorbeugen? Zur Reflexion und kritischen Bewertung von Präventionsaktivitäten in der Sozialpädagogik; in: Freund/Lindner, Prävention: Zur kritischen Bewertung von Präventionsansätzen in der Jugendarbeit, Opladen (Leske + Budrich), S. 69-96